



Warum sozialer Mut so wichtig ist

Maximilian, sieben Jahre alt, erzählt seiner Mutter gern, wie er seine Mitschülerin Melanie vor den brutalen Jungen aus der 4. Klasse schützt oder wie er seinen jüngeren Bruder aus dem brennenden Haus rettet. Währenddessen stehen die Feuerwehrleute vor dem Haus und wagen es nicht, näher an die Flammen heranzutreten.

Sorgen bereiten der Mutter nicht die Fantasien ihres Kindes, sondern das, was der Klassenlehrer ihr über Max berichtet: Ihr Sohn sei in der Schule außerordentlich ängstlich und habe noch nicht einmal gewagt, Hilfe zu holen, als ein Mitschüler auf dem Pausenhof auf ein anderes Kind einschlug.

Die Fantasien von Max sind kein Einzelfall. Nicht nur er möchte gut und mutig sein. Die meisten Menschen identifizieren sich gern mit den Helden, die uns z. B. im Fernsehen begegnen; mit Helden, die sich ohne Furcht vor Nachteilen auf die Seite der Gerechtigkeit stellen. In der Praxis sieht das meist anders aus. Beherzt einzugreifen, wenn die Jungen der vierten Klasse Mitschülern Schläge androhen, ist gar nicht so leicht. Auch hier ist Max kein Einzelfall. Kinder und Jugendliche haben Angst einzugreifen oder Hilfe zu holen, weil sie z. B. befürchten, das nächste Opfer der groben Mitschüler zu werden. Auch Erwachsene lassen den so wichtigen Mut in alltäglichen Situationen nicht selten vermissen. So hören wir wiederholt die Klage von Politikern und lesen in den Zeitungen, es fehle der Bevölkerung an Zivilcourage.

Diese Diskrepanz zwischen moralischen Idealen und dem Mangel an Mut und Engagement im Alltag verfestigt sich – das

ist unsere Überzeugung –, wenn Zivilcourage oder sozialer Mut nicht schon in der Kindheit gelernt und geübt wurden. Kinder müssen lernen, ihre Meinung zu vertreten, und es ertragen können, wenn sie damit nicht immer auf die Zustimmung von anderen stoßen. Auch wenn sich Kinder und Jugendliche stark an der jeweiligen Mehrheit in der Peergroup orientieren, bis zur Selbstverleugnung und zum Verrat an den eigenen Idealen sollte sich diese Orientierung nicht ausweiten. Lehrer und Eltern können dagegen angehen – auch wenn aus den Grundschulkindern schon Jugendliche geworden sind.

Da Kinder und Jugendliche bei ihrer Entwicklung aus der Abhängigkeit von den Eltern hin zur Selbstständigkeit sehr auf die Anerkennung der Gleichaltrigen angewiesen sind, fällt es ihnen besonders schwer, ihre Meinung zu vertreten, wenn die Gefahr der Isolation droht. Deshalb wollen wir hier unseren Schwerpunkt setzen: Sich gegen nicht hinnehmbares Verhalten der eigenen Gruppe zu engagieren. Das ist schwer und erfordert Mut vom Einzelnen.

Der Begriff Zivilcourage ist natürlich umfassender, als er hier verwendet wird. Zivilcourage bedeutet auch, Widerstand gegen inhumane Autoritäten und Machtstrukturen zu leisten. Es erscheint uns aber pädagogisch sinnvoll, sich auf das soziale Verhalten in Gruppen zu beschränken und den Schülerinnen und Schülern hier eine Einstellungs- und Verhaltensänderung in Richtung Zivilcourage zu ermöglichen. Wir hoffen auch auf Transfer: Wer gelernt hat, den Mut aufzubringen, sich gegenüber einer Gruppe standhaft zu zeigen, der wird vielleicht auch gegenüber ungerechten Autoritätspersonen seine Meinung vertreten.

Das Zuschauen und Nicht-Eingreifen, wenn eine andere Person ausgegrenzt oder bedroht wird, hat natürlich Gründe. Dahinter kann sich verbergen, dass man

- Angst hat, sich einem Konflikt auszusetzen,
- bequem ist und sich die Mühe eines engagierten Auftretens „ersparen“ möchte,

- keine Verantwortung übernehmen möchte („Sollen doch die anderen ...“),
- sich nicht in die Betroffenen einfühlen kann.

Kaum jemand mag zugeben, dass er Angst hat, keine Verantwortung übernehmen möchte. Spricht man die Menschen an, warum sie eine angegriffene Person nicht unterstützen, werden andere Gründe angeführt: „Das hab’ ich nicht mitgekriegt“, „Ich fühlte mich gerade nicht gut“, „Ich empfand die Situation nicht als bedrohend“.

Wenn unbeteiligte Personen Zeugen einer Diskriminierung werden und schweigen, bedeutet das, dass sie diese Form von Gewalt tolerieren und akzeptieren – und damit sind sie nicht mehr unbeteiligt, sondern passiv unterstützend. Wenn z. B. jemand in meiner Gegenwart zu einem Anwesenden oder über einen Abwesenden etwas Diskriminierendes sagt und ich mich sofort scharf dagegen wende, wird meine Gegenreaktion den Angreifer eher beeindrucken, und die Umstehenden können leichter zur Solidarisierung gegen ihn aufgerufen werden, als wenn ich nicht handele. Auch auf die Zuschauenden, die mit der Diskriminierung nicht einverstanden waren und es nicht wagten, gegen den Aggressor aufzutreten, hat mein Schweigen einen ungünstigen Einfluss. Sie wurden in ihrer Überzeugung bestärkt, dass es keine breite Unterstützung für ein Opfer gibt und es grundsätzlich besser ist, den Mund zu halten, um nicht selbst in eine solch unerfreuliche Lage zu geraten.

Der Mut, für andere einzutreten, ist nicht nur eine Forderung der Gesellschaft, sondern er dient auch der gesunden Persönlichkeitsentwicklung. Denn wer es nicht wagt, in einer diskriminierenden Situation einzugreifen, obwohl es sein Gewissen von ihm verlangt, gerät in einen Zwiespalt mit sich selbst. Sein Selbstwertgefühl und sein Selbstvertrauen werden gemindert.

Die Erkenntnis, dass in der Kindheit und Jugend das Lernen leichter fällt als in späteren Jahren, ist allgemein anerkannt. Sie wird jedoch überwiegend im kognitiven (z. B. Mathematik, Fremdsprachen) oder psychomotorischen Bereich (z. B. Klavierspielen) beachtet. Der große Bereich der Werte, Einstellun-

gen, Gefühle und Verhaltensweisen wird nur in Ansätzen – z. B. in einigen Stunden Religions- oder Ethikunterricht – in die pädagogische Konzeption aufgenommen.

Das kognitive und psychomotorische Lernen fällt im fortgeschrittenen Erwachsenenalter schwer, auch wenn es noch möglich ist. Ich verweise auf den Begriff des lebenslangen Lernens. Das Umlernen im emotionalen Bereich ist in späteren Jahren ungleich schwieriger. Das ist in mancher Hinsicht auch sinnvoll, denn es hat auch einen Nutzen für die Gesellschaft: Das Zusammenleben in einer Gesellschaft ist stabiler, wenn sich nicht ständig Werte, Normen und Einstellungen ändern. Das bedeutet aber auch, dass die „Prägungsphase“ der Kindheit und Jugend in diesem Bereich viel stärker in die pädagogischen Überlegungen einbezogen werden muss, als das heute der Fall ist. Denn fehlgelaufene Lernprozesse (Defizite des Gewissens, unsoziale Verhaltensdispositionen) sind nicht leicht zu korrigieren.

Die allgemeine Forderung, die allen Schulgesetzen vorangestellt wurde, zu sozialverantwortlichem Handeln zu erziehen, bedarf der Konkretisierung, um unterrichtlich relevant zu werden. Dazu trägt das folgende Training bei.